

Wolfgang Kaschuba

Der Titel soll daran erinnern, dass die Idee der Stadt und die Idee des «kulturellen Erbes» zwar beide Kinder der Moderne sind und damit beide Projektionsflächen bürgerlicher Weltanschauung, dass sie jedoch in ihrer historischen Semantik in einem deutlichen Widerspruch zueinander stehen. Während das kulturelle Erbe eher wissensförmige Kontinuität und Geschlossenheit verkörpert, stehen urbane Wissenskulturen für Unterschied und Wandel: Im Dorf schliesst Erbe das Fremde eher aus, in der Stadt muss es dies aktiv einschliessen. Somit müssen wir für den urbanen Raum alte Konzepte wie Tradition, Generation oder Gemeinschaft in neuer Weise modifizieren, temporalisieren und kontextualisieren. — Jedenfalls dann, wenn wir ihr «symbolisches Kapital» auch in urbanen Situationen nützen und daraus ein zentrales (kulturpolitisches) Projekt machen wollen.

Le titre rappelle que l'idée de la ville et celle du patrimoine culturel sont certes les deux des enfants de l'époque moderne et ainsi des surfaces de projection de l'idéologie bourgeoise, tout en présentant une contradiction évidente dans leur sémantique historique. Si le patrimoine culturel incarne plutôt la continuité et l'unité constitutives de la connaissance, les cultures du savoir urbain représentent la différence et le changement: le patrimoine exclut plutôt ce qui est étranger au sein du village, tandis qu'il doit l'intégrer activement en ville. Par conséquent, l'espace urbain exige la modification, la temporalisation et la contextualisation, de manière innovante, d'anciens concepts tels que la tradition, la génération ou la communauté. A fortiori, si l'on souhaite exploiter leur capital symbolique également dans des situations urbaines et en faire un projet politique (culturel) central.

Wandel als Erbe? Urbane Tradition als «paradoxe» Kategorie

Der Titel meines Beitrages will keineswegs besagen, dass urbane Traditionen etwas Paradoxes sind. Er zielt vielmehr auf unsere eigenen Paradoxien, auf Unstimmiges in unserem Verständnis von Kultur und Tradition. Denn wir sind es (zu lange?) gewohnt, Phänomene von «Erbe und Tradition» nur in bestimmten historischen Erscheinungsformen, in geschlossenen sozialen Formationen und in spezifischen kulturellen Performanzen zu sehen. Tradition definiert als dauerhaft, als statisch, als homogen — mit geringer Varianz und Transformanz, jedoch mit hoher Form- und Ortsfestigkeit. Und diese Attribute beziehen sich ganz überwiegend auf kulturelle Konfigurationen in ländlich-dörflichen Face-to-Face-Gesellschaften, die sich so ihre Fest-, Wissens- und Gemeinschaftspraktiken dauerhaft «bewahren». Dazu haben sie unsere volkskundlichen Vorgänger mit ihrer Rede von Sitte und Brauch, von Ritual und Tabu auch nachdrücklich ermuntert.

Paradoxe meint hier also den «blinden Fleck» im Auge des Beobachters, der sich diesem verengten Vorverständnis von «kulturellem Erbe» noch verpflichtet sieht und der diese «brauchtümliche» Position entweder selbst praktiziert oder umgekehrt die dahinter liegende folkloristische Landschaft einfach «rechts» liegen lässt.

Ein «anderes» Erbe?

Jedenfalls werden wir nun durch die Debatten um das «immaterielle Erbe» damit konfrontiert, dass uns der urbane Raum und die urbane Kultur diese traditionale Figuren- und Formenkulisse kaum anbieten. Sie tun dies aber auch

deshalb nicht, weil wir hier Traditionen kaum erwarten, sie also auch gar nicht in die Städte «hineinsehen». Weil die Stadt gerade umgekehrt als räumliche und soziale Verkörperung des Wandels erscheint, entstanden durch Migration und Mobilität durch die Zuwanderung von Menschen, von Wissen, von Ideen, von Dingen. Weil soziale und kulturelle Fremdheit damit das konstitutive und genetische Prinzip urbaner Gesellschaft und Kultur verkörpert und die Stadt sich damit in ständig verändernde Binnenverhältnisse wie Ausenbezügliche verstrickt sieht.

Damit gestalten sich urbane Gruppen, Gemeinschaften und Ordnungen stets eher heterogen und plural als homogen und normativ. Damit entwickeln sich städtische Grenzen, Zeiträume und Räume stets in mehr fluiden als fester Gestalt. Damit strukturieren sich auch die dortigen Praktiken, Regeln und Wissensformen stets in eher prozessualen Abläufen als statutarischen Formationen. Und damit sind viele unserer Bilder und Kategorien des «kulturellen Erbes» hier eben problematisch bis unbrauchbar. Denn im dörflich-kleinstädtischen Kontext meint Tradition vor allem das Wissen aus und um Kontinuität und Stabilität, also den Bezug auf lokale Ordnungen, Regeln, Selbstbilder, Werte, die vielfach für Konformität, Kollektivität und kontrollierten Wandel stehen. Im urbanen Kontext hingegen liesse sich Tradition in vieler Hinsicht quasi umgekehrt als «Tradition des Wandels» beschreiben: als ein Erfahrungswissen und Wissensmodus der permanenten Veränderung und Verhandlung. Deshalb beziehen sich ältere urbane Traditionen auch auf mobile Situationen wie die früheren «Ziehtrage» der Diensthoren und Arbeiterfamilien oder die Abschiedsrituale auf dem Bahnhof, also auf Trennungs- und Wandlungsrituale.

Insofern hat der «blinde Fleck» eben meist verdeckt, dass sich urbane Gesellschaft in «anderen», in flüchtigen, in prozesshaften, in wechselnden, auch in anonymen Formen sozialer Interaktion und kultureller Kommunikation organisiert. Und dass damit auch «andere» Muster der Erfahrung, der Erinnerung, des Wissens, der Verständigung, der Ordnung existieren, die Tradition in Gestalt von «Praxisformationen»

auftreten lassen, mit durchaus wechselnden Akteuren und in immer neuen Formen. An die Stelle des Heimatvereins und seiner Festwelt treten hier nun die Zivilgesellschaft und ihre Alltagswelt.

Zivilgesellschaft und / als Tradition?

Wenn diese Blickrichtung nicht ganz falsch ist, müssen wir in der Tat versuchen, Kategorien umzudenken und Phänomene neu zu sortieren. In Frage stehen dabei nicht die älteren urbanen Formen der Stadtfeste, der Karnevalsumzüge oder des Schützenbrauchtums, die sich oft fast analog zur dörflichen Situation verhalten und die wir daher leicht als «Irbe» identifizieren und katalogisieren. Vielmehr geht es dabei vor allem um neuere Kulturmuster, wie sie vor allem seit den 1970er-Jahren im Zuge der Kulturalisierung und der Migrationisierung unserer Städte entstanden sind. Nur zur Erinnerung: Noch vor wenigen Jahrzehnten konnte in vielen westlichen Städten von Stadtkultur und lokaler Identität kaum die Rede sein. 1971 entwarf eine Künstlergruppe in New York jenes berühmte T-Shirt «I love New York», weil die Stadt durch Produktion und Spekulation, durch Verkehr und Kriminalität, durch Verarmung und Abwanderung fast zur toten Stadt geworden war. Im selben Jahr förderte der Deutsche Städtetag «Retter unsere Städte jetzt», weil auch hier Konzepte der Betonmoderne und der autogerechten Stadt urbanes Leben bedrohten.

Rettung in dieser tiefen Krise kam «von oben» wie «von unten»: So organisierte vor allem die europäische Stadtpolitik nun Programme der Festivalisierung, der Institutionalisierung und der Eventisierung von Stadtkultur, die nun in Gestalt von Literatur- und Musikfestivals, von Museums- und Opernbauten, von Prellluftkonzerten und Lightshows wieder attraktive Innenstadtschufen. Parallel dazu brachten migrantische und mobile Gruppen, Kunstszenen und Geschichtsiniativen, Öko- und Kreativisten gemeinsam zivilgesellschaftliches Denken und Handeln auf den Weg, das urbane Räume und Kulturen nun aktiv mitgestalten und kommunale Basispolitik wie kommerzielle Stadtkultur verhindern wollte. Auch in durchaus ironischer Form, wenn Grossstädter sich

über die Verdorfung ihrer Nachbarschaft selbst lustig machen oder ihre eher kühlen Städte mittels einer systematischen Verstrandung und Verpalmung der Flussufer, Cafeterrassen und Parkplätze zu heissen «mediterranean» Zonen erklären.

So entstand das, was wir heute urbane Zivilgesellschaft und New Urbanism nennen: Initiativen, Kulturvereine, Netzwerke, digitale Bewegungen, die gleichzeitig «authentisierend» wie «performativ» daherkommen, die also durchaus mit Tradition argumentieren, aber eben oft eher spielerisch; die auch auf Kontinuität und Nachhaltigkeit setzen, allerdings eben in kürzeren urbanen Rhythmen; die sich vor allem aus städtischen wie mobilen Mittelschichten rekrutieren und in den Innenstädten nun – mit Henri Lefebvre – ein «Recht auf Stadt» einfordern, manchmal allerdings auch die städtischen Räume für ihre Interessen «privatisieren» wollen. – Die Sozialprofile wie die Legitimationspolitiken urbaner Zivilgesellschaft sind heute ein überaus interessantes Thema ...

Die Wirkung dieser Entwicklungen der letzten Jahre jedenfalls ist dramatisch: Innenstädte werden wieder zu attraktiven Lebenswelten; Stadgesellschaft formiert sich in sozialer Öffnung wie in kultureller Vergemeinschaftung! Stadträume und Stadtpolitik werden aus «moralischen» Positionen heraus benutzte wie verhandelt! Urbane Mentalitäten polen sich von fordristischer Effizienz auf postfordristischen Hedonismus um. Kurz: unsere Städte erleben in den letzten Jahren eine «kulturelle Revolution», die längst eigene Formen, Strukturen, Sinngebungen, Kontinuitäten, mithin: Traditionen entwickelt hat. Deshalb müssen wir über dieses «Erbe» in zivilgesellschaftlichen Konfigurationen und Modi neu nachdenken. Denn hier geht es um ganz spezifische Wissensformen und Kulturpraktiken, die sich etwa auf topografische, sozialräumliche und sozialökologische Dimensionen der Stadt beziehen, auf deren bewegungs- und prozessbezogene Logistik, auf migran-tische Erfahrungen mit Arbeitssystemen, Infrastrukturen, sozialen Milieus und eben immer wieder auf die zivilgesellschaftliche Selbstorganisation urbaner Interessen, Verhandlungen und Initiativen. Vieles davon tritt «kulturell» durchaus existenziell und dauerhaft auf; «sozial» hingegen flüchtig und flüide – eben als ein «anderes» Erbe im Sinne eigener Wissens-, Überlieferungs- und Trägerkonzepte.

Über vieles ist daher zu reden: über Stadtevents und Fussball-Panikturen, interkulturelle Sportvereine, Bürgercafés und Kleiderkammern, Musikfestivals und Latenteater, Computer-clubs und Kiezereine, Leskulturen und Wochenmärkte, Jugendkulturen und Stadtgärten, Kunstinitiativen und 1. Mai, Flächtingerretis und Erzählcafés... Und gewiss wird bei genauerem Hinschen manches davon nicht als Tradition gelten können. Doch manches andere schon, wenn wir unseren klassischen «Dorfmassstab» anlegen und die Akteure einfach in Dirdl und Lederhosen stecken würden. Oder vielleicht doch umgekehrt verfahren: unsere Kategorien überdenken, uns vom romantisch-volkskundlichen Erbe-Begriff lösen und ihm eben auch ein urbanes Zeimass und Formenspektrum zubilligen. Dann könnte sich «Erbe» auf einen kulturellen Kern von alltäglichen Wissens- und Praxissystemen beziehen. «Tradition» wäre auch eine selbst gewählte Kategorie der Akteure, die in unterschiedlicher Weise mit Dauer und Kontinuität argumentieren. Und «Generation» liesse sich auch auf gesellschaftliche Erfahrungszyklen beziehen, die in migran-tischer, mobiler oder studentischer Perspektive manchmal auch nur fünf oder zehn Jahre umfassen können.

Mein Plädoyer jedenfalls ist ein doppeltes: Einerseits sollten sich Wissenschaft, Expertenkomitees und UNESCO-Kommissionen intensiv mit solchen Re-Definitionen des «kulturellen Erbes» befassen, also das alte Dorf-Paradigma hin zu einem zivilgesellschaftlichen Kultur-Paradigma öffnen und sich dabei als Moderatoren und Übersetzer solcher gesellschaftlicher Verständigungs- und Übergangspolitiken engagieren. Andererseits jedoch sollten wir auch den umgekehrten Weg nutzen, nämlich die Debatten um Konzepte und Nominierungen für nationale wie Welterbe-Listen als partizipative und (kultur)politische Verhandlungsprozesse gestalten. Es sollte mit den Akteuren wie unter ihnen verhandelt werden, wie die «Kräfte der Beharrung» und die «Kräfte der Bewegung», um hier die alten Formen von Wilhelm Heinrich Riehl zu zitieren, in einer gemeinsamen Perspektive auf unterschiedliche kulturelle Traditionen- und Erbelinien zusammengeführt werden können. Dann, scheint mir, können sowohl das hohe «moralische Kapital»

als auch das besondere legitimatorische Potenzial neu verhandelt und neu verortet werden, das in einem reflexiven Konzept des «kulturellen Erbes» zweifellos enthalten ist.

Wolfgang Kaschuba (1950), Dr. rer. soc., ist Kulturwissenschaftler und Ethnologe sowie Geschäftsführender Direktor des Instituts für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Seine Forschungsschwerpunkte liegen vor allem in den Bereichen der Kultur- und Alltagsgeschichte der europäischen Moderne, der volkskundlich-ethnologischen Fachgeschichte, der Stadt- und Metropolenforschung sowie der Europäischen Nations- und Ethnizitätsforschung.

Lebendige Traditionen in der Schweiz 2

«Lebendige Traditionen» bezeichnen Brauchtum, Traditionen und kulturelle Praktiken, die einer Gemeinschaft ein Gefühl von Identität und Kontinuität vermitteln. In einer zunehmend urbanisierten Schweiz verändern sich die Traditionen. Die Beiträge aus Kulturwissenschaften und Kulturförderung untersuchen das Spannungsfeld von regionaler Verankerung und weltweiter Mobilität.

Traditions vivantes en Suisse 2

Les «traditions vivantes» désignent des coutumes, des traditions et des pratiques culturelles qui, dans une communauté, véhiculent un sentiment d'identité et de continuité. Dans une Suisse de plus en plus urbanisée, les traditions se transforment. Les contributions de théoriciens de la culture et de promoteurs culturels réunies dans la présente publication explorent l'articulation entre ancrage régional et mobilité mondiale.

Hier und Jetzt
Verlag für Kultur und Geschichte
ISBN 978-3-03919-355-4

Lebendige Traditionen in der urbanen Gesellschaft
Les traditions vivantes dans la société urbaine



Lebendige Traditionen in der urbanen Gesellschaft

Les traditions vivantes dans la société urbaine

Bundesamt für Kultur
Schweizerische Akademie der
Geistes- und Sozialwissenschaften (Hg.)
Office fédéral de la culture
Académie suisse des
sciences humaines et sociales (éds.)

Hier und Jetzt